Nacht. — Freut euch, ihr Menschen, die ihr ward verloren, — Schauet das Wunder, sehet die Pracht — Die Jungfrau Maria hat den uns geboren, — Der Allen das Heil und den Frieden gebracht. — So eilen auch wir, den Erlöser zu grüßen — Der uns den Himmel geöffnet zu weit, — Ihm liegen die Völker der Erde zu Füßen — Ihn rühmen die Himmel in Ewigkeit.

Nur Kartoffeln.

(Etwas für unsere Zeit.)

Es sind nun schon eine Reihe von Jahren her, daß die Kleine vom Gutshof aus dem Institut, einem Kloster, zurückkam. Viel Weisheit trug sie im kleinen Kopf und im Herzen nicht viel davon, aber wohl etwas, wovon die Bibel sagt: daß es das Köstlichste sei.

Zur Weihnachtszeit durften die Klosterschülerinnen für die Armen sorgen. Sie durften viel nähen und zusammen stricken — und noch etwas durften sie für die Armen tun, aber das war schwerer wie alles Nähen und Stricken. Um die Krippe des Weihnachtskindes in der dämmerigen Klosterkapelle standen viel leere braune Körbe, die durften die Schülerinnen für die Armen mit Kartoffeln füllen. Aber nur wer den ganzen Tag sich nichts hatte zu Schulden kommen lassen, und das war nicht leicht, durfte hier am Abend, das Jesukind zu ehren, den Armen zu helfen, eine Kartoffel niederlegen. Fünfzig Kinder waren im Kloster und oft abends nicht zehn Kartoffeln im Korbe. Aber je mehr die hl. Zeit voran rückte, je mehr wurden es und endlich lagen fast jeden Abend fünfzig Kartoffeln da. Manche Kartoffel war mit viel Selbstüberwindung schwer erkauft.

Heimgekehrt führte die Kleine vom Gutshof mit des Pfarrers und Lehrers Zustimmung dies Kartoffelgeben auch in ihrer, nur an Armut reichen Heimat ein.

In der Weihnachtszeit durfte jedes Schulkind, das den Tag über brav gewesen, auf dem Gutshof eine Kartoffel holen und sie in die Dorfkirche zur hölzernen Krippe tragen. Die Kartoffeln erhielten die Ortsarmen. In der Weihnachtsmette standen sie noch um's Krippchen und wurden mitgesegnet und es war, als ob das schöne wächserne Christkindlein zu dieser einfachen Gabe guter Kinder dankbar lächle — „das hast ihr mir getan!" — Glaubt, je mehr Kartoffeln da stehen, je glücklichere Weihnachten feiern die kleinen Spender. Es soll so vorgekommen sein, daß jeder Ortsarme an Weihnachten seinen Sack Kartoffeln in den Keller bekam.

Weihnachten ist zwar vorüber, aber das Krippchen steht noch immer in der Kirche, und im Januar ist es auch noch kalt und sind manche arme Leute noch um Kartoffeln verlegen, und die Weihnachtszeit dauert noch bis Maria Lichtmeß. Da wäre es wirklich so übel nicht, wenn den Vinzenz- und Elisabethvereinen gestattet würde, nicht gerade vor dem Krippchen, aber vielleicht hinter demselben oder in der Nähe in einem verborgenen Eckchen einen Korb aufzustellen, und die Leute aus den Häusern, die großen und die kleinen, die selbst Kartoffeln pflanzen und ihrer genug im Keller haben, steckten dort — die Kinder selbstverständlich nur mit Erlaubnis der Eltern — wollten sie dem Krippkein einen Besuch machen, einen oder in Betracht der großen Bedürfnisse der Armen, mehrere Kartoffeln in die Tasche und legten sie in den Korb. Die Kinder der reichen Gutsbesitzer könnten gleich ein ganzes Körbchen an den Arm hängen. Die Vinzenzherren und die Elisabethfrauen wären die Wächter und Leerer des Korbes. Vielleicht könnten sie in einer größeren Landgemeinde viele große Säcke füllen. Wie würde dies das Kindlein und die armen Leute freuen!

Ein merkwürdiges Ehepaar.

I.

In den Ferien war ich bei meinem Freunde, Arzt in einem größeren Dorfe auf dem Lande, für einige Wochen zu Besuch. Als wir zusammen eines Sonntags aus der Kirche kamen, erregte ein altes Ehepaar, das vor uns herschritt, meine Aufmerksamkeit. Beide, Mann und Frau, schienen die 70 überschritten zu haben. Mit langsamen Schritten gingen sie nebeneinander so lieb und freundlich, als wenn sie noch ein junges Brautpaar wären, von den Kirchgängern nach allen Seiten freundlich begrüßt einher.

Was sind denn das für Leute? fragte ich meinen Freund. „Ein merkwürdiges Ehepaar," gab der Doktor zur Antwort. Kennst Du denn seine Geschichte? frug ich neugierig. So halb und halb, erwiderte er lächelnd. Aber ich kenne sie jetzt gut, und wenn es Dir lieb ist, machen wir den beiden alten Leuten diesen Nachmittag einen Besuch, und wenn der alte Bender gut gelaunt ist, erzählt er uns vielleicht einmal seine Lebensgeschichte.

Wir gingen also am Nachmittage vor das Dorf. Dort wohnten die Beiden in einem hübschen von Reben umsponnenen Hause. Nach einer freundlichen Begrüßung bat denn der Doktor den alten Herrn, uns etwas aus seinem Leben zu erzählen. Weil der Alte den Doktor schätzte und deswegen auch in mir, seinem Freunde, einen, wenn auch unbekannten Freund des Hauses sah, begann er ohne weitere Umschweife. Gerne meine Herren, will ich Ihnen erzählen, wie es mir im Leben ergangen; vielleicht ist es nicht bloß für die jungen Herren interessant, sondern enthält auch Lehren, die Ihnen nützen könnten.

II.

Das Leben ein Traum.

Der Geburt nach gehöre ich den sogenannten besseren Ständen an. Meine Eltern, welche in der Nähe von C. am Niederrhein ein herrschaftliches Gut bewohnten, waren, wie man zu sagen pflegt, gebildete Leute und galten für reich. Meine Erziehung war, wie die meiner übrigen drei Geschwister, die älter waren als ich, unserem Stande und den herrschenden Verhältnissen angemessen, das hieß damals schon nichts anders, als: wir wurden alle mehr oder minder für das irdische, gesellschaftliche Leben und Fortkommen, so weit es tunlich war, geistig und körperlich hergerichtet, wobei die wichtigsten und höchsten Dinge eine ziemlich nachlässige Pflege erhielten.

Ich könnte heute noch nicht sagen, daß ich in meiner ersten Jugend daheim ein geradezu schlechtes Beispiel erhielt. Mein Vater, dem höheren Beamtenstande angehörend, galt als ein tüchtiger Geschäftsmann, stand, wenigstens so weit unser Blick damals reichte, in ziemlich hohem und verdientem Ansehen, war bieder, menschenfreundlich, nur hie und da ziemlich reizbar und litt dann an bösen Launen, deren richtigen Grund wir daheim in den vielfachen Verdrießlichkeiten seines Berufslebens suchten. Wir Kinder respektierten ihn, fürchteten ihn auch zuweilen, obschon die rechte Liebe zu ihm uns allen ziemlich fern lag. Das mag wohl auch daher gekommen sein, daß er nie sich sonderlich um uns Kinder bemühte, wenigstens trat das nicht hervor, indem er sich wohl berichten ließ, was wir trieben, dann und wann auch lobte oder befahl und strafte, selten aber selber zusah, weshalb sein Lob wie sein Tadel oder gar seine Strafen in der Regel jener Gerechtigkeit entbehrten, welche denselben die nachhaltige Wirkung sichern.

Da er der Schmeichelei zugänglich war, so schwatzten die beiden Schwestern ihm ab, was sie wünschten, zum Aerger meines Bruders, der oft nicht erhielt, was er mit Recht glaubte fordern zu dürfen. Ich als der Jüngste im Neste wurde in früher Jugend bald vom Papa gehätschelt, bald ganz übersehen, was dann angeborenen Eigensinn und Trotz nur Nahrung gab, ohne die rechte Liebe aufkommen zu lassen. Daß daheim das religiöse Leben noch leidliche Pflege erhielt, lag an meiner in ihrer Art frommen Mutter, die mit dem Bewußtsein ihrer Herkunft jene scharfe Empfindung für Ehrenhaftigkeit und Zucht, wozu namentlich die Ausübung des Christentums gehörte, besaß, und ihren Kindern in dieser Beziehung mit strengem Beispiel voranging.

Meine Mutter gehörte nämlich ihrer Herkunft nach einem früher namhaften Adelsgeschlechte an, das im Laufe der Zeit und namentlich durch die letzten Kriegsläufte materiell zwar herabgekommen war, aber das ganze Selbstgefühl seines Stammes, die eigentliche Wurzel seiner Stellung, so lange es nur möglich war, zu bewahren strebte. So ist erklärlich, wie die Mutter es hauptsächlich war, welche unserem Familien- und häuslichen Leben jene besondere Vornehmheit verlieh, wodurch wir uns vor anderen Beamtenfamilien auszeichneten.

Die Stellung meines Vaters, dessen bürgerliche Herkunft durch seinen Rang gleichsam verdeckt wurde, vielfache Besitzungen, welche er zu erwerben gewußt, kamen dem mütterlichen Stolze zustatten. Sie war sonst von Herzen weicher, als sie oft äußerlich wollte sehen lassen, eine gläubige, im Grunde fromme, gottesfürchtige Christin, die mit einer gewissen Strenge darauf hielt, daß alle, die ihr untergeben waren, auch nach christlichem Brauche lebten. Um dieses letzteren Umstandes besonders willen steht die Mutter bei mir noch bis heute in ehrenvollem, gesegnetem Andenken.

Daß ich zur Zeit nicht im Sturme des Lebens zu Grunde ging, verdanke ich nächst Gott sicher ihr am meisten. Das Verhältnis der Eltern zu einander ließ manches zu wünschen übrig, wenn uns Kindern auch nur das Wenigste mochte klar werden, was an den zeitweiligen Zerwürfnissen die eigentliche Schuld trug. Mein Vater behandelte zwar meine Mutter unter allen Umständen, namentlich vor anderen Leuten, mit großer Aufmerksamkeit, ich wüßte mich keines herben Wortes zu erinnern, das er vor den Kindern je gegen sie ausgestoßen; aber die Mutter mußte sich sehr oft sichtbare Gewalt antun, im Vater den wirklichen Hausherrn anzuerkennen und ihm jenen notwendigen Respekt zu bezeigen, dessen Mangel nirgend fühlbarer wird als in einem häuslichen Leben. Beherrschen konnte sich die Mutter, aber alle Tränen konnte sie doch nicht verbergen. Daß das Recht dann auf ihrer Seite war, fühlten wir Kinder mehr heraus, als daß wirs beurteilen konnten, und daß unsere Neigung des Herzens dadurch mehr vom Vater sich ab und der Mutter zuwandte, lag auch in der Natur der Dinge.

Mein Vater huldigte, wie sich fast von selbst versteht, den sogenannten „aufgeklärten Ideen" seiner Zeit. Die herrschende Literatur beherrschte auch ihn, wie so ziemlich alle seines Gleichen, bestimmte sie doch damals, wie leider jetzt auch, noch vielfach den Grad der sogenannten „Bildung".

Wir Kinder, namentlich die Söhne, gingen in dieselbe Schule, und hatten um so weniger etwas dagegen einzuwenden, als alles, was wir lesen und studieren mußten, doch viel lebenslustiger, bequemer und dem natürlichen Stolze förderlicher erschien, als die ziemlich harte, für uns bald unverdauliche Kost des Katholizismus und der Legenden der Heiligen.

Mein Bruder, der Aelteste von den vier Kindern, bezog nach absolvierten Vorstudien die Universität, um sich den Wissenschaften zu widmen. Meine Schwestern wurden in die Welt eingeführt und verbrachten die meiste Zeit auf kürzeren oder längeren Besuchen bei Verwandten. Ich blieb im Neste sitzen und sollte mich auch dem Studium — welchem, blieb mir überlassen — widmen. Zu diesem Behuf erhielt ich einen Hauslehrer, welcher auf der „Höhe der damaligen Zeit" und Schulwissenschaft stehen sollte. Aber zum Studieren hatte ich viel weniger Lust als Talent. Mir behagte das stete Sitzen, Hocken, Einpauken und Grübeln nicht; desto lieber steckte ich ein mir passendes Buch, das meiner jungen Phantasie Nahrung bot, in die Tasche und machte mich aus dem Staube der Schulstube. Wenn das Wetter es erlaubte, durchstrich ich Feld und Wald, lief oft stundenweit in der Nachbarschaft herum und ließ meinen Präzeptor daheim vergeblich nach mir suchen. Dann war ich in meinem Elemente, konnte meine Phantasie nach allen Weltgegenden schweifen lassen und bald und Feld mit ihren Idealen bevölkern. Wer aber mit siebzehn Jahren Ideale der Phantasie erzeugt, der sucht tatsächlich nach einem greifbaren, wenn auch nur halb bewußt. Alles, was ich in meinen Dichtern gelesen, wies ja wie mit Fingern darauf hin, und was Torheit dabei ist, das ist noch keinem von ihnen eingefallen, mit rechtem Ernst dem lesenden Schüler zu Gemüt zu führen. So ists denn gekommen, daß ich im kaum erreichten achtzehnten Jahre auch an meinem „Ideale" hängen blieb und dadurch mein Leben plötzlich eine nicht geahnte Wendung erhielt.

Heidenmission und Diaspora.

Aus Köln für die Diaspora: Bonifatiusverein 300 M.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Nr. 1. Sonntag, 1. Januar. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 1. Januar: **Neujahr.**
Montag, den 2. Januar: Makarius.
Dienstag, den 3. Januar: Genovefa.
Mittwoch, den 4. Januar: Titus.
Donnerstag, den 5. Januar: Eduard.
Freitag, den 6. Januar: **Hl. 3 Könige.**
Samstag, den 7. Januar: Reinhold.

Zum neuen Jahre.

Herz, was blickst du so voll Sorgen
In das neubegonnene Jahr?
Was es bringt, ist zwar verborgen,
Aber eins ist hell und klar,
Gottes Treue wird auf's neue
Dich umfangen fort und fort,
Wann dein Zagen, laß dir sagen
Für dieses Jahr ein Trosteswort:
Hüll' dich ganz in Gottes Hut ein,
Ewig wird's dann mit dir gut sein!

Schreib' dies Wort auf alle Tage
Dieses Jahr mit goldner Schrift,
Sag' es dir in jeder Lage,
Wenn ein schweres Leid dich trifft,
Ohne Klagen wirst du tragen
Dann dein Kreuz; getrost und gern
Wirst du rasten von den Lasten,
Ruft der Tod dich einst zum Herrn!
Hüll' dich ganz in Gottes Hut ein,
Ewig wird's dann mit dir gut sein!

Bildung und Erziehung im christlichen Sinne.

I.

Zur Orientierung.

Wir haben im letzten Jahre das christliche Leben in einer Reihe von Aufsätzen behandelt. Dabei legten wir den Hauptnachdruck auf das erste, was zu einem wahrhaft christlichen Leben gehört, nämlich die Reinigung von der Sünde. Haben dann am Schlusse noch kurz die vier Tugenden berührt, die als Kardinal- und Grundtugenden das ganze sittliche Leben tragen und bestimmen sollen.

Wir wollen nun in diesem Jahre die positive, die bestimmende Aufgabe des Menschen betrachten, insoweit sein Leben eine eigentliche Schulung für den Himmel sein soll. Ist doch das irdische Leben seiner eigentlichen Bedeutung nach eine Vorbereitung für die Ewigkeit. In diese Aufgabe muß nun der Mensch eingeführt, für dieselbe muß er erzogen werden.

Erzieher gibt es nun verschiedene. Da ist zunächst Gott, der uns erziehen will. Auf natürlichem Wege durch unseren Beruf, durch die Talente, die er uns gegeben, durch die glückliche oder unglückliche Lebenslage, in die wir kommen, durch die Freuden und Leiden, die er uns schickt. Auf übernatürlichem Wege durch die Gnaden, die er uns schenkt. An zweiter Stelle sind Erzieher die Menschen: die Kirche, die Eltern, die Lehrer in der Schule, die Gottes Stellvertreter sind. Endlich sind wir selbst unsere Erzieher und zwar in bevorzugtem Maße, weil alle Erziehung, die uns andere angedeihen lassen, nur dann anschlägt, wenn wir mit freiem Willen darauf eingehen, d. h., uns auch wirklich erziehen lassen.

Fragen wir nun nach dem eigentlichen Gegenstande und dem Umfang dieser Erziehung, so müssen wir sagen, sie umfaßt den ganzen Menschen. Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Diese beiden sind zu einer Wesenheit verbunden. Sie machen die menschliche Natur aus. Jeder dieser Teile, Leib und Seele, hat seine besonderen Eigenschaften und Kräfte, und darum auch seine besonderen Bedürfnisse. Durch die Wechselbeziehung, in der sie zueinander stehen, bedürfen sie aber wiederum einer solchen Pflege, daß der eine dem andern nicht hindernd ist, sondern beide ihr Wohl in der von Vernunft und Glauben gebotenen Weise fördern.

Da nun der Leib der uns zunächst liegende Teil und der ist, welcher auch zuerst, noch ehe das geistige Leben im Kinde erwacht ist, der Pflege und Aufmerksamkeit bedarf, so wollen wir zunächst in einer Reihe von Aufsätzen der Erziehung des Leibes unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Wir tun das nicht in hygienischer Beziehung unter dem Gesichtspunkte der Gesundheitslehre, sondern mit Rücksicht auf sein Verhältnis zur Seele. Ihr, der Seele, soll er ja als Werkzeug dienen und einst der Teilnehmer an ihrer Herrlichkeit im Himmel sein.

Für oberflächliche Leser sind diese Artikel allerdings nicht geschrieben, um so mehr aber werden diejenigen daran Freude haben, denen an einer wahren inneren Verstandes-, Willens- und Gemütsbildung gelegen ist.

Zum neuen Jahr!

Wir sind eingetreten in ein neues Jahr. In allen Häusern, auf allen Straßen hört man den Ruf: „Glückselig Neujahr!" Auch unser Sonntagsblättchen wünscht das von Herzen allen seinen lieben Lesern. Wenn auch der Schreiber des Blattes weit von ihnen wohnt, er eine persönliche Beziehung nur zu wenigen seiner Bezieher hat, ja die meisten aus dem Leserkreise überhaupt seinen Namen nur kennen, weil er gedruckt am Kopf des Blattes steht, so hat sein Glückwunsch doch größere Bedeutung. Vielleicht sogar größere, als der Glückwunsch der nächsten Freunde und Bekannten. Und warum?

Diese letzteren können wohl sagen und rufen: „Viel Glück im neuen Jahre", besitzen möglicherweise aber nicht die Kraft und die Gelegenheit zur Vermehrung des Glückes Anderer wesentlich beizutragen. Das kann aber wohl unser Sonntagsblatt. Wie denn?

Nun, alle die Belehrungen, die es gibt, die religiösen Aufmunterungen und Ermahnungen, was wollen sie anders, als die Leser anregen, sich mehr zu verinnerlichen, zu veredlen und zu heiligen in der Gnade Gottes? Und wenn diese Verinnerlichung und Veredlung — und wir wagen es zu hoffen — gefördert oder erreicht würde, wäre das denn nicht für die Menschen das größte Glück? „Fürchte Gott und halte seine Gebote", steht in der hl. Schrift, „denn das ist der ganze Mensch." So viel ein Leben eins ist mit Gott, so viel wahres Glück ruht in ihm, soviel es uneins ist mit Gott und fern von ihm, so viel ist es ein verfehltes Leben.

Und selbst da, wo das Blatt, wie in der Braut- und Heiratsgeschichte des Assessors und dem vielbegehrten Schweinchen der Frau Assessor die Fahne des Scherzes flattern läßt, sind es immer liebe und gute Menschen, die da über die Bühne gehen, und mit solchen bekannt zu werden, übt immer eine veredelnde Wirkung aus.

In einer Beziehung, das werden aufmerksame Leser bald merken, hat unser Sonntagsblatt vor anderen einen Vorzug. Scheere und Blaustift sind nicht etwa Mit- oder Chefredakteure. Was der Herausgeber selbst gedacht und empfunden, das schreibt er nieder. Dadurch erhält das Blatt zwar eine persönliche Färbung, vielleicht aber auch einen märmeren Ton. So wird es kein Sammelsurium von allen möglichen Nachrichten und Stückchen, sondern ein harmonisches Geläute, aus dessen verschiedenen Klängen immer wieder der eine Grundton vernehmbar ist: Liebe Christus und die heilige Kirche, wandle vor Gott und sei den Mitmenschen, vor allem den Armen und Notleidenden gut.

Wir haben nur den einen Wunsch, das Sonntagsblatt möchte in den katholischen Familien nicht bloß gehalten, sondern auch gelesen werden. Und wir haben die feste Ueberzugung, auch einer, der sich dagegen wehrt, zu den ausgesprochen Frommen gezählt zu werden, wenn er einmal ein Vierteljahr sich, wenn ich so sagen soll, durch das Sonntagsblatt durchbeißt, dem wird es bald als eine so nahrhafte und auch schmackhafte Kost vorkommen, daß er das Blättchen als sein geistiges Lieblingsgericht jeden Sonntag willkommen heißt.

Eines möchten wir nun doch den lieben Lesern zur nachsichtigen Beurteilung unterbreiten. „Wer will bauen an Gassen und Straßen — Muß die Leute reden lassen — Wer die Eisenbahn führt durchs Feld — Muß reden lassen die ganze Welt." Das trifft auch beim Schreiben eines Sonntagsblattes zu. Hat die Rotationsmaschine ein solches meinetwegen in 20 000 Exemplaren gedruckt, und Post und Boten ziehen damit hinaus in Stadt und Land, dann kommt das Blatt auch in 20 000 Familien, unter Männer, Frauen und Kinder, reich und arm, gelehrt und ungelehrt, und jeder verlangt, daß der ganze Inhalt eigentlich auf seinen Bildungsgrad, auf seine Interessen, ja auf seine Nerven zugeschnitten sei. Und wenn man auch von vornherein weiß, als religiöses Sonntagsblatt würde es zumeist auch nur Artikel bringen, die in dieses Gebiet gehören, so ist doch auch hier der Geschmack sehr verschieden. Dem einen ist ein ausgesprochen frommer, dem andern ein apologetischer Artikel lieb, der eine wünscht Stückchen und Erzählungen, der andere Gedichte, der dritte, daß einzelnen Ständen, zu denen er aber selbst nicht gehört, tüchtig die Wahrheit gesagt werde, der vierte unter dem viel Ernsten und Trockenen auch einmal etwas, worüber man herzlich lachen kann.

Die Wünsche sind alle mehr oder weniger berechtigt; wir haben sie ja selbst unseren großen Zeitungen gegenüber. Aber alle Leser vollauf zu befriedigen, wird auch dem geschicktesten, dem tüchtigsten und allseitig gebildeten Redakteur nicht möglich sein. Immer wird etwas zu wünschen übrig bleiben und der Einzelne für sich persönlich dies oder jenes anders wünschen und wollen. Nur eines, sollte man meinen, müsse der regelmäßige Leser eines solchen Blattes doch bald herausfinden, nämlich, ob in ihm wirklich Gediegenes in Erbauung und Belehrung geboten werde, und hinter dem Geschriebenen ein wirklich das Beste erstrebender Wille und fleißige persönliche Arbeit stecke. Dabei wird jeder vernünftige, sich nicht für unfehlbar haltende Redakteur dankbar sein für jede Zuschrift aus dem Leserkreise, auch wenn sie etwa Ausstellungen und Tadel enthält und jeden als Freund betrachten, der ihm die Fehler zeigt. Nur sollte das nicht anonym und nicht in einer Schreibart geschehen, wie sie unter wohl erzogenen Menschen nicht üblich ist.

*

Nun wand're mein Blatt in die Welt hinaus
Letz nahe und ferne dich tragen
Bring Samstags Freude in jedes Haus
Daß alle: „Wo ist es?" fragen!
Die Kleinen, die noch in die Schule geh'n,
Sie sollen schon gern in dir lesen,
Den Größeren, du weißt ja, den Backfischlein
Bist längst du willkommen gewesen.
Dort schreitet der Mann von der Arbeit heim,
Ich denke daran mit Entsetzen.
Denn zündet mit dir jetzt die Pfeif' er an,
Das würd' dich ja tödlich verletzen.
Doch die Mutter, die gute, die wehret es ihm,
Sie weiß deine Sach' zu verfechten;
Daß man ihr für Sonntag das Blättchen verwahr'
Wird sie schon sehen zum Rechten.
Da kommt in die Stube, da draußen vom Gang
Frohlockend das Fränzchen gesprungen,
Er hat das Blättchen an der Spalte der Tür
Dem Fritzchen schnell abgerungen.
„Hier Großvater, bring' ich's Sonntagsblatt."
Die Mutter die Lampe anzündet,
Der Großvater setzet die Hornbrille auf,
Liest, was nur im Schriftchen sich findet.
So Blättchen, nun gehe hinaus in die Welt
Und beten will ich und schreiben:
Mögest Kleinen und Großen ein lieber Freund
In allen Familien du bleiben

Zum ewigen Gebet.

Mit dem letzten Tage des Jahres beginnt in Köln, und damit als Auftakt für die ganze Erzdiözese, das ewige Gebet. Während des ganzen Monates Januar reiht nun Kirche für Kirche, Kapelle um Kapelle Blume für Blume in diesen Kranz des Gebetes, den die Liebe Tag und Nacht in Frömmigkeit um das hl. Altarssakrament windet.

Wer, wie wir, als Priester nahezu 50 Jahre in Köln tätig ist und aus persönlicher Teilnahme oder Anschauung das reiche kirchliche Leben in den vielen herrlichen Kirchen kennt, dem wird es immer in dieser Zeit warm ums Herz, wenn er sich der schönen Aeußerungen der Frömmigkeit erinnert, die in diesem Monat des ewigen Gebetes in die Erscheinung treten.

Die einzelnen Kirchen wetteifern in dem, was Schmuck und Zier der Altäre mit Kerzen und Blumen anlangt. Wir geben zu, es ist auch ein bischen Ehrgeiz und Eitelkeit der guten Küster dabei. Denn da sie wissen, daß hunderte von frommen Christen täglich das ewige Gebet besuchen und so in jeder Kirche sehen, was man für die Feier getan, so will St. Ursula nicht hinter St. Kunibert, St. Gereon nicht hinter St. Aposteln und St. Alban nicht hinter St. Martin zurückstehen.

Auch die Kirchenchöre und die Jungfrauenkongregationen haben dann eine schöne Zeit. Die lieblichen Weihnachtslieder, die dem göttlichen Kinde zu Weihnachten erklungen, sie werden jetzt mit Freuden noch einmal dem göttlichen Heilande in der kleinen Hostie gesungen. Und wie schön ist an den Abenden bei der Schlußandacht der feierliche Umgang mit den weißen Kindern und das durch die Hallen unter gewaltigen Orgelklängen brausende Te Deum.

Nahezu sind's 50 Jahre, daß der damalige Domkapellmeister Fr. Koenen diesen Ambrosianischen Lobgesang wundervoll vertonte, und noch heute klingt dieser Triumphgesang beim ewigen Gebete immer wieder, weckt immer wieder neue Begeisterung und greift mit seinem machtvollen non confundar in aeternum, Auf dich habe ich gehofft und ich werde ewig nicht zu Schanden werden, immer wieder warm ans Herz.

Die schönsten Blumen aber flicht das stille Gebetsleben in diesen schönen Kranz. Da kniet die Mutter mit ihrem kleinen Fritzchen in der Bank, der, die Hände gefaltet, mit weit geöffneten Augen in das Meer der Lichter sieht, manch junges Mädchen, das in diesen Jahren mitten in des Lebens Gefahren dem göttlichen Heiland die Huldigung seines Herzens bringt, der alte Greis, der, wie der fromme Simeon zum Tempel langsamen Schrittes wankt, um sich noch den Segen für sein nunc dimittis zu holen.

Jung und alt, reich und arm eilt zu der Kirche Pforten, um der Liebe zum eucharistischen Heiland Ausdruck zu verleihen und ihm innige Verehrung zu bezeigen.

Bedauerlicher Weise drängt sich seit den letzten Jahren ein dunkler Schatten in das sonst so hellstrahlende Licht. Die Kriegszeit und die lange streng durchgeführte Polizeistunde machte die nächtliche Anbetung unmöglich und brach damit den schönsten Stern aus dieser Ehrenkrone des hl. Sakramentes heraus. Wohl übernahmen die verschiedenen klösterlichen Genossenschaften, damit keine Unterbrechung des ewigen Gebetes eintrete, diese Nachtstunden. Aber das war doch nur ein Nothehelf, und entsprach nicht der schönen Idee, der gemäß die Pfarrgenossen in ihren Pfarrkirchen dem eucharistischen Heilande, dem sie gerade an diesem Orte so viel verdanken, ihre Verehrung darbringen sollten.

Ich weiß nicht, ob man, dem Beispiele Kölns folgend, auch in andern Städten und Dörfern die Anbetung während der Nacht beschränkt oder ganz ausgesetzt hat. Es dürfte gewiß nur aus triftigsten Gründen geschehen. Traurig, wenn es aus Mangel an Teilnahme geschehe. In London hat man in letzter Zeit verlangt, daß außer der Zeit des ewigen Gebetes in einzelnen Kirchen in der Nacht das Allerheiligste ausgestellt werde, um der Liebe frommer Seelen zum heiligsten Sakramente zu genügen, und wir sollten diese Aussetzung gar beim ewigen Gebet beschränken?

Es wäre ein schlechtes Zeichen für die in den letzten Jahrzehnten entstandene und so sehr gerühmte eucharistische Bewegung, wenn sich zwar die Kommunionen vermehrt, aber der fromme Sinn, auch ein paar Stunden des Schlafes in der Nacht dem Heiland zu opfern, abgenommen hätten. Hier müßte das an vielen Orten bestehende Männerapostolat sich besonders seiner Pflicht bewußt werden.

Der Weg zur Innerlichkeit, von der man heute so viel spricht, führt über den Berg des Opfers und der Selbstverleugnung, und sich den Schlaf verkürzen oder ihn unterbrechen, gehört ja zu den nicht leichten Opfern. Bedauerlich wäre es, wenn man dieses Opfer fast allsonntäglich auf dem Tanzboden und den bis spät in die Nacht sich hinziehenden Vergnügungen, nicht aber demjenigen bringen könnte, an dessen Liebe zu uns die immer brennende Gotteslampe erinnert.

Silvesterglocken.

Hör ich die Silvesterglocken klagen — Wird mein Herz von banger Trauer schwer — Denn ich weiß: ein Teil von meinen Tagen — Ist schon wieder tot und kommt nicht mehr — Wie ein Traum ist mir das Jahr entschwunden — Ausgelöscht sein Licht auf meiner Bahn — Und nun wein' ich um die vielen Stunden — Da ich nichts für meinen Gott getan — Zitternd steh' ich an der Zeitenwende — Als ein treulos träger Knecht vor dir — Hilfeheischend heb' ich meine Hände — Zu dir auf: „Herr, rechne nicht mit mir — Leg wie einen Schleier dein Erbarmen — Auf die dunklen Bücher meiner Schuld — Bin ich auch der Aermste aller Armen — Habe noch einmal mit mir Geduld — Nimmer will ich dein Talent vergraben — Wirken will ich, Herr, mit deiner Kraft — Fünffach sollst du alles wiederhaben — An dem großen Tag der Rechenschaft."

Imponderabilien.

Unter dieser Ueberschrift bringt soeben die K. V. aus der Feder eines geistreichen Schriftstellers einen flammenden Protest gegen den bodenlosen sittlichen Tiefstand weiter Kreise in dem so tiefgedemütigten, am Rande des Abgrundes einherwankenden deutschen Vaterlande. Man sollte diesen Artikel groß gedruckt an allen Straßenecken, in allen Wirts- und Tanzlokalen, Kinofälen und Theatern aufhängen lassen und einen Mann davor stellen mit einem jeden in die Augen fallenden Zeiger, der dem vorübergehenden oder versammelten Publikum zurufe: „Lest, lest."

Jeder Satz wäre wert, als Denkspruch mit weithin sichtbaren Lettern in einen Rahmen eingefaßt und überall aufgehängt zu werden.

Aus dem Munde alter und neuzeitlicher Weisen, aus den Tatsachen der Geschichte läßt der Verfasser das Sturmwetter sich zusammenballen und seine Donner erschreckend über die blöden, jedem vernünftigen Denken abgestorbenen Massen rollen. Wir wollen für unsere Leser nur zwei kleine Teile aus dem hochinteressanten dramatischen Essay hierhersetzen, um diejenigen, die sich etwa mit davon getroffen fühlen, hoffentlich sind ihrer wenige, zum Nachdenken und zum reuigen mea culpa aufzurufen.

„Wenn die Mosel in urplötzlichem Eisgange ihre Blöcke herunterdonnerte oder eine Hochflut, das enge Tal füllend, niederrauschte, wurden alte Schreckerlebnisse uns Kindern wiedererzählt: Hier kam eine Scheune getrieben, in welcher die Dreschen, in Unkenntnis ihres Loses, ruhig weiterdroschen, dort ein Hüttlein, in der ein Schuster munter die Sohlen flickte, jetzt eine Wirtsstube, in der bezechte Bauern ihr Solo spielten, schließlich eine Tanzbude, worin das Jungvolk erhitzt seine Walzer drehte. Unter ihnen purzelte, schäumte, brodelte das tödliche Verhängnis, bis es zornig die frevelhaft Sorglosen verschlang. Das war Sage, Spiel der Phantasie, aber was ist bei uns rohe Wirklichkeit?

Geht durch Stadt und Land und zählt die Zahllosen, die auf der Sturmflut unseres nationalen Unglücks weiterwuchern, weiterjuchzen, weiterkneipen, weitertanzen, weiterprassen, unbekümmert um das dröhnende Donnern, das wütende Rauschen des rasenden Elementes. Auf der Londoner Konferenz hat nach einer Zeitungsmeldung der Vertreter einer Ententemacht zur Widerlegung der von unseren Vertretern betonten Unmöglichkeit, die geforderten phantastischen Riesensummen zu bezahlen, einen mächtigen Stoß an Verzeichnissen der in Deutschland abgehaltenen Vergnügungsfeste, Bälle, Sportwettfeste usw. vorgelegt."

Und den Schiebern und Wuchern schreibt der Verfasser, Porten ist sein Name, folgendes ins Stammbuch.

„Unglücksgefährten, durch gemeinsam erduldetes großes Leid zu einer Brudereinheit verbunden, pflegen auch brüderlich das letzte Stücklein Brot zu teilen. Weh macht weich. Wie reimt sich hiermit der abscheuliche Wuchergeist, erfinderisch in den Künsten, den darbenden Last- und Leidgenossen die Haut abzuziehen? Jüngst meinte, bitter lächelnd, ein Mann: nach unserer völligen Entwaffnung könnten wir den bestimmungswidrig bewehrten St. Michael als Nationalpatron pensionieren und dafür den St. Bartholomäus wegen seiner ihm beigegebenen Symbole als solchen erklären. Trägt er doch das Schindermesser in der Hand und auf dem Arm eine Menschenhaut. Nur ein kleiner Unterschied waltet ob. St. Bartholomäus trägt seine eigene Haut auf dem Arme und das fremde Messer des Schinders in der Hand; der deutsche Wucherer trägt sein eigenes Messer in der Hand und auf dem Arme die Haut des von ihm geschundenen Mitbürgers. Und von unserer fluchwürdigen Schieberpippe sprach derselbe Herr: Diese Kerle sind so schlecht, daß sie, wenn sie alles andere ins Ausland verschoben haben, auch noch die Gebeine unserer im Grabe ruhenden Väter ausgraben, in die Knochenmühle schicken und als Düngemittel an die Fremden verschachern. Da muß man freilich mit Brutus zu Cassius sagen: Lieber ein Hund sein und den Mond anbellen, als so — ein Deutscher.

Gedanken sind das zum Schlusse des alten Jahres, die wahrlich zu denken geben.

Das Zeugnis des Toten.

„Grüß Gott, Herr Nachbar", sagte Frau Lisbeth zu dem neben ihrer Behausung wohnenden Waldarbeiter Fritz Wilde, der früh an einem Neujahrsmorgen in ihre Stube trat, „so früh kommt Ihr zu Besuch und Ihr seid so bleich, es ist doch kein Unglück geschehen?" „Ach, Frau Lisbeth", antwortete Fritz Wilde, „ich hatte einen so bösen Traum. Ist Euer Mann nicht zu Hause?" „Nein, er ging vor einigen Tagen auf Handel aus und ich erwartete ihn gestern abend zurück, aber bis jetzt ist er noch nicht heimgekommen." „Ach", sagte Fritz Wilde, „lasset Euch, denn dann ist ihm etwas Schreckliches begegnet. Ich sah's im Traume, wie man Euren Mann erschlug, ihm Geld und Uhr nahm und die Leiche in die Tiefe des Waldes schleppte. Ich wollte mich gegen den Spuk wehren, aber es sollte noch schlimmer kommen, noch mehr sollte ich diese Nacht erfahren. Der Geist Eures Mannes stand auf einmal am Fußende meines Bettes, er sagte mir, wer es getan, doch ehe er auserzählt, krähte der Haushahn mich wach. Doch eines behielt ich noch aus seiner traurigen Mitteilung im Gedächtnis, der Heinz mit seinem Sohne, mit dem Eure Familie ja schon lange nicht gut stehe, die haben den Mord und den Raub vollbracht. Ich gebe zwar sonst auf Träume und Geistererscheinungen nicht viel, aber diese war zu deutlich und ich sehe jetzt noch den Ort, wo man die Leiche vor meinen Augen verscharrte, so daß ich das Gericht noch gleich zur Stelle im Walde führen könnte." Das geschah, und was Fritz Wilde gesagt, das fand sich bis aufs Einzelste bestätigt. Die Leiche und den Ort, wo man sie unter dürren Blättern verscharrt. Auch fand sich die Uhr in einer Schublade des genannten Heinz, aber Geld fand man bei ihnen nicht. Heinz Vater und Sohn wurden vor die Schranken des Gerichts gestellt und mit ernster Miene sprach der Richter zu ihnen: „Ihr sagt, Ihr hättet die Uhr gefunden. Leugnet doch nicht! Die Uhr in Eurem Besitz, da habt Ihr wohl auch den ganzen Raub und den Mord vollbracht. Was sagt Ihr denn zu dem Traumgesicht und der Erscheinung des Geistes des Ermordeten?" Heinz und sein Sohn wußten nichts zu erwidern und konnten nur ihre Unschuld immer wieder beteuern. Darauf ließ der Richter den Fritz Wilde vortreten, der das Gericht zu der Leiche im Walde geführt, zu dem Orte, den er im Traum wollte gesehen haben.

„Sie sagen", hub der Richter an, „Fritz Wilde, es könne kein Trugbild gewesen sein, nein, der Geist des Erschlagenen sei Ihnen selbst erschienen und habe Zeugnis gegen Heinz und seinen Sohn abgelegt. Ist es wirklich denn kein Trugbild gewesen, sondern Wirklichkeit? So darf man erwarten, der Geist werde auch zum zweiten Male erscheinen, um vor uns, dem Gerichtshof, sein Zeugnis wahr zu halten, damit kein Unschuldiger verurteilt werde. So magst du Geist denn erscheinen, ich befehle es dir im Namen des Allerhöchsten, dessen irdischer Stellvertreter ich bin: Zum ersten, zweiten und dritten Male." Alles im Saale war starr und voller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Die Hand des Richters fiel nieder. Der Geist blieb aus, „und damit", fuhr der Richter fort, „fehlt der Hauptbeweis, denn der Hauptzeuge verweigert die Antwort."

„Nun, Fritz Wilde", fuhr er diesen mit Donnerstimme an, „sage ich Ihnen, Sie haben keinen Geist, sondern die Tat gesehen. Sie selber sind der Räuber und Mörder, nun treiben Sie, auf den Wahnglauben der Leute sich verlassend, nicht länger Ihr freventlich schauerisches Spiel!"

Da stürzet der Mörder zu Boden vor Angst: — „Ich seh ihn, ich seh ihn, den Geist — Wie er zur Klage auf mich, auf mich — Mit blutigem Finger weist — Ich trag es nicht länger, ich hab' es getan — Nun richtet nach Recht und Brauch" — So war zerstoben das Lügengespinst — Vor der Wahrheit leisem Hauch.

Was dieser Fritz Wilde da gewaat, in der Ueberzeugung, wie leicht Traum-, Spuk- und Geistergeschichten geglaubt werden, auf eine solche sich stützend, den Verdacht eines Raubmörders von sich ab- und auf andere zu lenken, wird wohl selten sich ereignen, aber daß auch heutzutage selbst Leute, die sich zu den Vernünftigen und Aufgeklärten zählen, auf solche Dinge hereinfallen, das zeigen die jetzt massenhaft verbreiteten Prophezeiungen, Wahrsagebücher und Wahrsager, die aus allen Kreisen großen Zulauf haben und mit Charlatanerie viel Geld verdienen. Fänden solche Leute doch zur rechten Zeit einen so klugen Mann, wie diesen Richter, der die Angst und Furcht vor dem wirklichen Erscheinen eines Geistes benutzte, die Leute von ihrem törichten Wahn und ihrem Aberglauben zu befreien und den eigentlichen Verbrecher selbst zum Bekenntnis seiner Schuld zu bringen.

Weihnachtsgedicht

einer zweiundachtzigjährigen schlichten Frau.

Still ist die Nacht; auf Bethlehems Auen — Strahlet vom Himmel ein wunderbar Licht — Die Hirten im Felde, sie stehen und schauen, — Was es bedeutet? — sie wissen es nicht. — Da schweben die Engel zur Erde und singen — Von Liebe und Friede und göttlicher Macht — Sie kommen, den Hirten die Botschaft zu bringen, — Daß der Heiland erschienen in heiliger